

Nr. 219 Bromberg, den 24. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(34. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Weihnachtstage feierten die Männer. Die kleine Rast war gut, man hatte hart gearbeitet und genoß die Ruhe. Der Heinrich und der Peter, die am Abfluß des Sees einen Hochsitz gebaut hatten, schossen dort zwei große Hirsche — Wapiti nannte sie der Ungar. Die Tiere waren so groß wie Kühe und hatten mächtige Geweihe. Für Fleisch war zur Freude des Gairinger also gesorgt.

Die Kälte nahm sprunghaft zu. Trotzdem ging die Gruppe wieder an ihre Arbeit. Von Fahrten zur Post konnte jetzt keine Rede sein, da die Kälte zu stark biß und auch wieder Schnee gefallen war. Daher saß der Sepp in den Pausen am Herdbrand und blies melancholische Lieder auf der Mundharmonika.

Die Abende vereinigten alle um das Radio, das sich als Freudenbringer nach den Mühen des Tages erwies. Man hörte die Klänge aus der fernen Welt, trank Tee mit Rum und rauchte sein Pfeifchen. Die Tage waren sehr kurz; vor acht Uhr morgens kam das Licht nicht, und um vier Uhr nachmittags fiel die Dunkelheit ein.

Meszlényi saß mit dem Rottenmanner jeden Tag nach dem Abendbrot, das um sechs Uhr gereicht wurde, in seiner Stube, das Modell des Sägewerks vor sich, und beide bemühten sich, die Menge des dafür nötigen Bauholzes festzustellen. Als erstes mußte das Haus Meszlényis erstehen. Der Rottenmanner und auch alle anderen bestanden darauf. Hierzu wurde der Hausplan festgelegt. Ladislaus baute mit Bleistift und Papier sein Heim, indes der Toni wertvolle Ratschläge gab. Nicht nur das Jagdhaus Meszlényis, auch eine feste Hütte für den Gairinger und der gewünschte Hof für den Florl wurden zu Papier gebracht. Bauholz war hierzu in großen Mengen erforderlich. Aber der Forst gab, wessen man bedurfte. Und Ende Januar war man so weit, daß der Toni melden konnte, es sei genug.

Die Männer hatten Hunderte von Stämmen niedergelegt und entästet. Sie ruhten draußen im Walde im tiefen Schnee und waren vorläufig nicht abzuschleppen. Die Zugkraft fehlte. Man mußte warten, bis es so weit war, daß man die Stämme auf den Zimmerplatz bringen konnte.

Am achtundzwanzigsten Januar fuhr Meszlényi mit dem Gairinger nach Sainte Adèle. Als er heimkehrte, brachte er außer seiner Post noch zwei Briefe mit. Einen für den Sepp Gairinger aus Oberdorf — von der Gairingerin. Einen vom Mathes Ladenhausen an den Toni.

Der Sepp hatte den Brief seiner Mutter die ganze Schlittenfahrt über in der Tasche gehabt. Daheim drehte er das Schreiben unschlüssig in den Fingern. Er hatte ein schlechtes Gewissen, hatte bei der Ankunft in Montreal nur eine Karte gesandt und im November nur einmal kurz geschrieben. Jetzt tat es ihm leid. Er zog sich in die Speisekammer zurück und las:

Mein liaba Seppl!

Is net recht von Dir, daß D' Dei alte Muatta so lang warten laßt, und mei Herz wird ma schwer, wann i ma denken tua, mei Einziger sitzt draußt und hat kan' Gedanken auf mi.

Und i bin hiatzt alleweil so allan am Abend. — Der Hof is, Gott sei Dank, in Ordnung, und weil i so allan bin, hab' i ma denkt, ob da liabe Herrgott net a Einsegen hat, und i kann wieda mit dir bei'nander sein.

Und weilst net z'ruckkommen willst, so hab' i mi unter da Hand umg'schaut, und weil, Gott sei Dank, der Gairingerhof prima is, so wüll da Herr Fritz von Kapfenberg, der was a rechter Bauer is und die Melkerei eing'richt' hat in Obersteier, der wüll den Gairingerhof für d' Landschaft kafen, z'wegen Zuchtvieh halten und Melkerei.

Und — hat a g'sagt — Muatta Gairinger, hat a g'sagt — dö Herrn von dera Landschaft geben an guaten Preis, und kannst es a in Dollar ham' — hat a g'sagt — weil dös steirische Landl hiatz Dollar kriagt hat auf Leih.

Und kannst dann zum Seppl fahrn — hat a g'sagt — und i hilf da außi.

Und hia, mei liaba, einziga Bua, wannst halt Dei alte Muatta brauchen tatst — nur für a klan's Platzerl in Deiner Hütten — und weil i ja gar net so alt bin und wirkli a guate Wirtschafterin, so frag i Di, ob i mi trauen derf, außikommen.

Und es grüßt und küßt Dich Dein Mutterl

Josefa Gairingerin in Oberdorf
Post Steinach-Irdning.

Der Sepp wischte sich die Augen. Der verdammte Pfeifenrauch! Alleweil beißt der in die Augen eini!

Er blieb noch eine Weile in der Speisekammer sitzen — allein — und dachte nach. Dann gab er sich einen Ruck und ging, nachdem er bescheiden angeklopft hatte, zu Meszlényi in die Stube.

Dieser sah freundlich von seinen Zeichenblättern auf.

„Nun, Sepp?“ fragte er.

Der Sepp räusperte sich. „Hm —“ meinte er, „wann S' halt den Briaf lesen taten, Herr — is schließlich mei Muatterl . . .“

Meszlényi las.

Dann saß er sinnend, nachdenklich. Er baute im Frühjahr sein Heim. — Dort würde er allein wohnen. Er brauchte auf alle Fälle eine tüchtige Hilfe. Warum nicht die Gairingerin? Wenn der Sohn so tüchtig war — wie tüchtig mußte erst die Mutter sein?

„Kann deine Mutter kochen?“ fragte er den Sepp.

Der starrte ihn ganz entgeistert an.

„Aber — aber!“ stotterte er, „natürli! — Wo s' do als Madel fünf Jahr lang im Herrn Bischof von Lavant sei Kuchel war — und zwa Jahr lang bei die Admonter Herren. — Ja, wo soll i denn meine Kenntnissen her ham'? Dö Muatta kocht prima — vüll besser als wia i.“

Meszlényi nickte.

„Ich werde es mir überlegen“, sagte er und gab den Brief zurück.

Der Sepp war draußen nicht ganz zufrieden, denn erreicht hatte er eigentlich gar nichts.

Der Mathes schrieb:

Oberdorf, Post Steinach
(am 10. Oktober hab' i den Briaf
aufgeben)

Mei liaba Toni!

Was den Hannes seine zwa Briaf waren, seind richti ankommen, und ham' ma's alle g'lesen. Und dei Hütten is in Ordnung, und da Herr Kummer war auf acht Täg in Oberdorf. Is a ganz liaba Herr — da Herr Kummer. Und was dö Kathel is — sag' dem Rothschädel, daß dös Madel allan auf den san' Hof tüchti wirtschaften tuat, und san wieda drei Kaibeln und von die klan' Stuten zwa Fohlen, auf was die Grazer Masching'wehrabteilung schon pränumeriert is. (Siagst es — mir ham' wieda MG in Steiermark.)

Und was dös Mariele is, dös arme Leut' hat vor aner Wochen den Wastl begraben, und is vom Wirtshaus rein gare nix blieben, weil da Wastel lauter ungültiges Geld in sein' großen Habernsack einig'stopft hat. Und dös Wirtshaus kommt auf die Gant, und aner von Steinach wüll's kafen. Und dös Madel is hiatz bei da Kathel. D' Gairingerin hat's nehman wolln, aber da hat si dös Madel net hintraut. Und alleweil tuat's halt weinen nach'm Vattern. Und was dem Rothschädel sei Hof is, so wüßt i an guaten Käufer, der was i bin. Und weil dö Kathel eh ka Sitzfleisch net hat und alleweil nach'm Florl schreit — so wer i dei Hof, mei liaba Florl, kafen, wennst vülleicht d' Kathel außikommen laßt. Und dös Madel vom Wastl, dö will a mit.

Und d' Muatta Gairingerin, die was sie um den Seppl so kränken tuat, daß scho ganz vom Fleisch kimmt — dö will a den Gairingerhof verkafen, weil's immer jammert um den Seppl. Und außi will s' a, wann's der Herr derlauben möcht. Is a prima Wirtschafterin — dö Alte!

Und da Bua tuat wachsen als wia Schwammerl; mei Viech is g'sund und di Sau und die Roß a. Und mei Aloisia is scho wieda — na, waßt scho, was.

Und tuats schreiben, was treibts und z'wegen die Weiber.

Und da Herr Pfarrer sagt, ös sollts auf dös Mariele net vergessen. Und grüaßen tuat a enk alle miteinander. Und denkts im Urwald a wengerl auf enkeren alten Freund und Spezi

Mathias Ladenhaufen, Bauer und Viechzüchter

NB. Und wann da Florl sei Hof verkaft, so zahl i in Doller, was i kriagt hab' von so an bleden Kerl, der was hiatz z'Haus komman is von dem Ameriga, und d' Kathel kann's glei mitnehmen.

NB. Und vorm Frühjahr is nix mit die Weiber zum Außikomman.

NB. Und wann da Florl vülleicht scho a so a Hindianische hat — kimmt d' Kathel net!

Obiga.

Auch diesen Brief gab der Rottenmanner seinem Freunde gelegentlich der abendlichen Zusammenarbeit — er brachte die Entscheidung.

Frauen mußten her. Die Männerwirtschaft war schön, solange man in Zelten, ungebunden, als freiziehender Mensch hauste.

Feste Wohnstätten aber benötigten weibliche Kräfte.

Ladislaus lächelte in sich hinein.

Da war der Sepp — dessen Sache war schon im festen Werden —

Dem Rothschädel, wenn der auf seinem neuen Wirtschaftshofe saß, dem fehlte die Kathel —

Er selbst — allein im neuen Jagdhause, brauchte weibliche Hilfe. — Warum nicht die Gairingerin?

Und für das Mariele würde auch bei ihm Platz sein, wenn — ja — wenn —! Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

*

Der kleine André trug sich mit dem Gedanken, seinem lieben Freunde und Pflegevater Florian Rothschädel eine Überraschung zu bereiten. Sehr geheimnisvoll rüstete er zu einem Ausflug, den er auf eigene Faust unternehmen wollte. Er sagte zu niemand ein Wort. Und am Sonntagmorgen, dem dritten Februar 1920, war der Bub verschwunden.

Er wanderte guter Dinge über den Silbertannenberg gegen Sainte Adèle. Der Florian hatte nämlich mehrmals über den Mangel an genügenden Taschentüchern geklagt, und der Bub wollte ihm von der Fünfdollarnote, die er auf dem Weihnachtstisch vorgefunden hatte (der Florl hatte sie ihm hingelegt), schöne rot-blaue Taschentücher kaufen. Denn der Florian Rothschädel hatte am sechsten Februar Geburtstag.

Wolf lief eine Strecke lang mit, kehrte aber um, als ihm der Bub befahl, heimzugehen.

Die Schneeschuhe glitten über die eisige, harsche Schneedecke leicht hinweg; ein starker, kalter Wind blies und ließ den Buben erschauern. Aber es ging flott durch den Waldweg, und nach drei Stunden hatte er den jenseitigen Waldrand erreicht. Über das freie Feld lief es sich leichter. Mittags kam er in das Örtchen, wo er im Laden sechs Stück große, wunderschön blau-rot gefärbte Taschentücher fand und kaufte.

Monika gab dem Buben, als sie hörte, er sei von Lac Renaud, tüchtig zu essen und auch noch ein Brieflein für den Sepp Gairinger mit. Dann eilte der Bub heimwärts.

Der am Morgen klare Himmel war jetzt mit dicken Schneewolken bedeckt. Der Wind war stärker geworden. Der Bub hatte lange Gegenwind und kam schwer vorwärts. Er hatte noch nicht den Waldsteig erreicht, als scharfer, körniger, vom Winde getragener Schnee zu fallen begann. André strebte weiter; der Schneefall wurde dichter, und der Wind hob sich zum Sturm. Es wurde finster, und stürzende Schneewände fielen vom Himmel.

Mühsam kämpfte sich der Bub in der Richtung des Waldsteiges durch. Endlich hatte er den Baumrand erreicht — aber er fand im Schneesturm die Einfahrt in den Waldsteig nicht mehr.

Ratlos lief er am Waldrand auf und nieder. Schwarzsamtene Dunkelheit setzte ein. Endlich hatte er die Landmarke, die den Durchschlag anzeigte, gefunden. Als er in den Steig einbog, erhob sich der Sturm zum Orkan. Der Bub war völlig erschöpft. Mächtige Haufen Neuschnee versperrten den Weg.

Eine Zeitlang kämpfte André noch, sterbensmüde und taumelnd, gegen Sturm und Schneewellen an. Er stürzte mehrmals, erhob sich wieder und versuchte vorwärts zu kommen. Aber das ging über seine Kräfte. Jetzt fiel er, versank in eine Neuschneewelle und hatte nicht mehr den Willen, sich zu erheben. Schläfrig streckte er sich in das weiche Schneebett.

Der Sturm heulte, der Schnee prasselte nieder. Der Bub schloß die Augen. Seine erstarrende Hand umklammerte die sechs blau-roten Taschentücher für den Florian Rothschädel . . .

Am Mittag desselben Tages klopfte der Gairinger auf den Blechteller. Er hatte einen ganz besonders feinen Sonntags-Hirschbraten zubereitet, mit echten Speckknödeln in einer mit saurem Rahm (die Sahne war vom Florl beigestellt) verdickten Wildsoße. Die Männer waren in der Stube, jeder beschäftigte sich an diesem Tag mit jenen kleinen eigenen Diensten der privatesten Häuslichkeit, für die in der schweren Arbeitswoche weder Zeit noch Lust vorhanden war.

Der Fiederer spannte draußen im Wirtschaftsschuppen Felle; der Rothschädel saß im Stall und sprach mit dem Vieh; der Zinner war am Morgen fortgegangen, um nach den Fallen zu sehen. Er war noch nicht zurückgekehrt.

Man setzte sich. Der Rothschädel sah sich um, guckte unter den Tisch, ließ die Augen in der Küche umherwandern. Dann schneuzte er sich geräuschvoll und fragte: „Alsdann — wo is der Bua?"

„I waß net", sagte der Gairinger, „der wird wohl heunt hinter dem Zinner her sein, z'wegen die Fallen."

„Naa", sagte der Fiederer, „da Peter is fort, da hat der Bua no g'schlafen!"

Der Rothschädel blickte auf den Wenzel.

Der schüttelte den Kopf.

„I hab eam heut den ganzen Vormittag net g'segen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Maler der Winkel und Gäßchen.

Zum 50. Todestage Carl Spitzwegs am 23. September.

Am 23. September 1885 starb in München 77jährig Carl Spitzweg, dessen Bilder, das behagliche Leben der Biedermeierzeit schildernd, im schönsten Sinne deutsches Volksgut sind.

Mit dem Namen Carl Spitzweg steht eine Welt versunkener Romantik vor uns auf. Wir lächeln, wenn wir heute die Bilder des alten Meisters betrachten, wir lächeln, weil sie alle von einem Humor erfüllt sind, wie er nur in den Werken bedeutender Meister zu finden ist und wie er nur großen und gütigen Charakteren eigen ist. Und dennoch ist die humoristische Anekdote, die so oft den Vorwurf zu Spitzwegs Bildern gegeben hat, nicht das ihm besonders Eigentümliche. Wer sich eingehender in seine Werke vertieft, empfindet die Liebe, mit der der alte Meister seine Umwelt sah, fühlt, mit welcher Freude sein Malerauge über eine alte Mauer, über einen grotesk vorspringenden Giebel glitt, mit welcher Liebe er nicht zuletzt die Menschen schaute, die man — Spitzweg lehrt es uns — liebhaben muß so wie sie sind, mit ihren kleinen Schwächen und Eigentümlichkeiten.

Wir können lernen von diesem Meister des Humors, von diesem großen Menschenkenner. Er hat uns vielleicht gerade heute noch mehr zu sagen als wir glauben möchten — nur müssen wir bei ihm in die Schule gehen. Es ist, als nähme uns Spitzweg bei der Hand und als lernten wir unter seiner Anleitung schauen — mit den Augen der Liebe schauen. Sieh diese halbverfallenen Häuschen, sagt der Meister, betrachte, wie junges Laubwerk behende über die alte Mauer klettert! Du glaubst, ein alter Bücherwurm sei etwas Schreckliches? Laß ihn, auch er hat seine glücklichen Stunden, z. B. wenn er, auf hoher Leiter stehend, seine Bücher abstauben will und bei dieser Gelegenheit einen köstlichen alten Band gefunden hat. Was Wunder, daß er da, total verbiestert, auf der Leiter stehen bleibt, ein Buch unter dem Arm, ein anderes zwischen den Knien haltend, und im Schein des verirrten Sonnenstrahls sich in das interessante Werk vertieft? Muß man ihn nicht liebhaben, den komischen alten Kauz? Muß man sie nicht alle liebhaben, den Antiquar, der sich inmitten seiner alten vergilbten Papiere an drei stacheligen Kaktustöpfen erfreut, um doch auch ein bißchen „Natur" um sich zu haben, den alten Herrn, der hoch im Giebelstübchen seine Blumen begießt und bei dieser Gelegenheit auch ein Blickchen mit der Frau Nachbarin dort drüben am Fenster wechselt?

Die wahre Romantik, deren später Vertreter Spitzweg war, zeigt sich aber am besten in den Winkeln und Gäßchen der alten Stadtteile Münchens und Rothenburgs (wo er mit Vorliebe malte) und in die er uns hineinschauen läßt. Da geistern geheimnisvolle Schatten um manchen alten Erker, in mancher Mauernische, unter manchem alten Torbogen. Die deutsche Kleinstadt ist durch Spitzweg erst unser aller Liebling geworden, wir glauben in den alten Gäßchen noch den Nachklang der Worte zu vernehmen, die man damals sprach, in der guten alten Zeit, damals, als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Experiment kann man mit vielen Bildern des Altmeisters machen: deckt man für einen Augenblick die Gestalten zu, die sich dort vielleicht gerade auf der Gasse ein Stelldichein geben, so scheint auf einmal das alte Städtchen in Schlaf versunken. Die schiefen Türmchen und Winkel und Giebel träumen, verträumt liegt der Sonnenschein auf der Straße oder geistert das Mondlicht um die Mauern. Und daraus sehen wir am besten, daß Spitzweg nicht seine Bilder malte eben um jener kleinen Episode wegen, die sich darauf abspielt, sondern eben um der alten Mauern willen, die er streicheln möchte: nun zeigt einmal, ihr Stillen, Bescheidenen, wie schön ihr eigentlich seid!

Carl Spitzweg, der zum Kreise der Münchener Spätromantiker zählte, die in gewissem Maße schon dem Realismus die Wege wiesen, war ein Münchener Kind und deshalb doppelt mit dieser Stadt verwachsen, in der er fast sein ganzes Leben verbrachte und in der er auch starb. Sein Vater war ein angesehener und wohlhabender Münchener Bürger, der freilich von der Kunst nicht viel wissen wollte. Darum bestand er auch darauf, daß der Sohn etwas Vernünftiges lernen müsse, schickte ihn zunächst auf die Lateinschule und später in die Hofapotheke, die den jungen Spitzweg zum Apotheker ausbildete. Vielleicht hat sich ein kleiner Rest jener Genauigkeit, die dem Apotheker zu eigen, erhalten in der gründlichen Art und Weise, wie er später jedes kleinste Mauereckchen, jedes winzigste Detail auf seinen Bildern behandelte. Fast zehn Jahre lang arbeitete Spitzweg mit Fläschchen und Pillenschachteln, während das Malen nur nebenbei als Liebhaberei betrieben wurde. Da starb der Vater. Fast dreißigjährig, sah sich Spitzweg vor die Erfüllung seines Lieblingswunsches gestellt und wandte sich der Malerei als Lebensberuf zu. Auch der Münchener Bürger war mit den Jahren fortschrittlich geworden, und der Herr Kunstmaler wurde heute als geachteter Bürger angesehen. München und seine Umgebung bot dem Maler stets reiche Anregungen, und als es ihn trieb, auch andere Reichsstädte kennen zu lernen, fuhr er mit der Post über Land und zeichnete in Nördlingen und Dünkelsbühl und vor allem in der alten Märchenstadt Rothenburg ob der Tauber.

Das Jahr 1851 führte Spitzweg zu einer längeren Studienreise nach Frankreich und England. In London lernte er von den theoretischen Erklärungen Burnetts, in Paris an den technischen Ausdrucksmitteln eines Descamps, Diaz und vor allem Eugen Delacroix.

Moritz von Schwind für Österreich, Ludwig Richter für Mitteldeutschland und Carl Spitzweg für Süddeutschland — ein Kleeblatt der Romantik, das in seiner frischen Kunst herüberleuchtet bis in unsere Tage.

Josefine Schultz.

Taoca-Raubzug.

Ein Bild aus dem Urwald von **Otto Boris.**

Ein taufrischer Morgen liegt über dem brasilianischen Urwald. Die gefiederten Blätter des Feigenbaumes, die sich zur Nacht geballt und den Tau einbehalten haben, öffnen sich und streuen einen ganzen Regen kühler Tropfen auf die durstende Erde. Die breiten Farne wiegen sich leise. Hoch recken sich die Oiticicabäume ins blasse Morgenlicht. Der Ferreiro, der Bündelnister, hat darin sein hängendes, aus Ästen gefügtes Nest. Mit einer fetten Larve ist er heimgekehrt. Noch einmal schaut er sich um, ehe er einfährt. Da zuckt Schreck durch seine Glieder.

Er hat ein Feuerauge gesehen; ein zweiter und ein dritter dieser unruhigen Vögel flattern aufgeregt durchs Geäst. Schon beginnt auch der Waldzaunkönig zu schreien. Der krummschnäblige Baumläufer hat es plötzlich sehr eilig, den höchsten Gipfel zu erreichen. Ein Goldhase rennt wie irr davon. Mäuse, Ratten, Schlangen werden lebendig. Es geht etwas Furchtbares im Walde vor. Die Taocas sind unterwegs.

Eine unabsehbare rotgelbe Schlange windet sich mit riesiger Geschwindigkeit durch Moose, Blattpflanzen und abgestorbene Äste, über Steine und blaßroten Waldboden hin. Unzählige kleine Wesen bewegen sich hier vorwärts. Zu vieren marschieren sie meistens, nur zuweilen bilden sich breitere Reihen. Es sind Wanderameisen, hunderttausend und mehr auf einem Raubzuge (in Afrika soll ein Zug auf Millionen geschätzt worden sein) unterwegs. Voran und zur Seite laufen die Soldaten mit ihren scharfen, gefährlichen Hakenzangen. Arbeiter und Geschlechtstiere folgen.

Alles Getier flüchtet vor diesem grausigen Heerwurm. Eine Heuschrecke hat einen Grashalm erklommen. Sie wird belagert, heruntergeholt und von den Soldaten zerstückelt. Die Teile werden nach hinten an die Arbeiter weitergereicht. Hier packen die Räuber einen verklammten Nachtschmetterling. Während er noch mit den Flügeln schlägt, haben sie ihm bereits den weichen Hinterleib aufgerissen und ihn der Fühler und Augen beraubt. Keine Mücke, kein Moskito, keine Fliege bleibt an den Halmen. Sie werden gewürgt, zerlegt und weitergereicht. Ein glänzend grüner Blattkäfer läuft, so schnell seine Beine den schweren ungeschickten Körper zu tragen vermögen. Die Taocas ereilen ihn. Ein schauerlicher Ritt beginnt. Die Beute wird bei lebendigem Leibe von oben her aufgeteilt. Ein wohl zehn Zentimeter langer schwarzer Skolopender hat die Flucht versäumt. Die Mordgesellen packen ihn. Jetzt hilft ihm sein Gift nicht mehr. Hunderte haken sich an ihm fest, reißen Stücke aus seinem sich windenden Leibe. Die Chitinhaut bleibt als eine leere Hülle zurück. Eine Grille hat es ereilt, Zikaden stürmen erschreckt von dannen.

Und nun packt der scheußliche Heerwurm eine schlafende rotbraune Maus. Ehe sie weiß, wie ihr geschieht, ist kein heiler Fleck mehr an ihr, nur noch ein Gewimmel von Tieren, in dem sie verzuckt.

Spinnen hasten auf ihren langen Beinen davon, was das Zeug hält, die Verfolger rennen mit ihnen um die Wette. Die Flüchtlinge werden eingeholt, ihrer langen Beine beraubt, zerstückelt und weitergeschafft. Einer Spinne ist es gelungen, ihr Gewebe zu erreichen. Es hilft ihr nichts. Die roten Mörder erklimmen es, und nun büßt sie ihr Räuberleben mit dem Tode. Einer Baumspinne ist es gelungen, einen Stamm zu erklimmen. Die Mörder sind ihr auf den Fersen. Sie rennt auf einem langen Ast bis zur Spitze hinaus. Ihre Feinde folgen. Da aber entrinnt sie an einem langen Faden.

Leere bleibt hinter dem Zuge der Taocas zurück. Kein Insekt, keine Maus, keine Schlange ist zu finden. Nur ausgehöhlte, unbrauchbare Chitinhülsen, Käferflügel und Beinteile liegen dicht gesät auf der Mitte der Räuberstraße.

Jetzt hemmt ein gestürzter morscher Baumriese den Weg. Sein Modergeruch lockt die Taocas an. Eilig schwärmen die Soldaten aus, ihn zu untersuchen. In jedes Bohrloch dringen sie ein. Und mag der Gang noch so tief sein, mag die Larve sich auf dem gewundenen Wege noch so sicher fühlen. Die fette Beute wird erreicht, zerstückelt und hinausgeschafft. —

Wandergenossen haben sich dem Zuge der Mordameisen zugesellt. Kleine Vögel aller Art geleiten ihn, um die aufgestöberten, flüchtenden Insekten zu erhaschen. Käfer, die echten Parasiten des Ameisenstaates, laufen zu Dutzenden unter den Arbeitern mit, ihnen die nach hinten gereichte Beute zu entreißen. Der Xenocephalus mit den flachen, langen Beinen, dem eingezogenen Kopf, eine echte Trutzgestalt, ist häufig anzutreffen. Aber er muß sich vorsehen, daß er nicht versehentlich auf den Rücken fällt, sonst wird auch ihm unbarmherzig der Leib aufgerissen. Auch der Mimeceton in seiner täuschend ameisenähnlichen Gestalt hat sich zu Gaste geladen. Viele Fliegen gibt es, deren Larven vom Aase und vom Raube leben. Sie sind den Ameisen willkommene Gäste, da sie einen süßlichen Saft ausscheiden. Gefährlich aber wird den Räubern eine kleine Fliege, die ihr Ei auf den dicken Kopf der Wirte ablegt.

Einen Bach erreicht der Heerwurm. Todesmutig werfen sich die Vordersten hinein. Die andern packen sie mit dem rauhen ersten Beinepaar und halten sie fest. Es entsteht eine lange, schwimmende Kette. Sie treibt wie ein Band dem gegenüberliegenden Ufer zu. Dort ordnet sich die Schar aufs neue. Weiter — weiter.

Ein Indianerjunge, der sich eine Flöte aus der Pfeifakazie schneiden wollte, sieht sie kommen. Er läßt alles liegen und rennt: „Taoca, Taoca!" Der Siedler draußen am Waldrande erschrickt. Eilig packt er alles Lebende im Hause zusammen und flüchtet in den Busch. Sehr ungehalten über den Besuch ist er nicht; sobald er heimkehren darf, gibt's in seinem ganzen Gehöft keine Ratte, keine Maus, keine Grille, keine Fliege, keinen Floh und keine Wanze auf lange Zeit hinaus; denn selbst die Eier entgehen den Räubern nicht.

Weiter, immer weiter windet sich die gelbrote Schlange. Sie sucht einen fertigen Brutplatz in einem fremden Ameisenbau. Einen hat sie ausgeraubt. Es war aber zu wenig Platz darin.

Doch jetzt treffen die Räuber einen großen Staat. Sauvas sind es, Blattschneider-Ameisen. Wild gehen die Taocas zum Sturm vor. Aber aus allen Eingängen strömen ihnen tapfere Krieger entgegen. Todesmutig treten sie zum Verzweiflungskampfe an. Es geht hart her. Wird ein Einzeltier von einer Übermacht gepackt, dann liegen in kurzer Frist nur noch Beine, Fühler und Rumpfteile herum. Die Sauvas müssen sich wehren, es geht um Sein oder Nichtsein des ganzen Staates. In Einzelkämpfen, Gruppen und Knäueln wird gerungen. Immer neue Krieger entströmen dem Bau, immer heftiger wird der Taoca-Angriff... Eine, zwei Stunden dauert das Ringen. Da erlahmt die Kraft der Angreifer. Der Kampfplatz ist von Toten besät.

Der Heerwurm ist abgeschlagen. Er teilt sich, kleine, vielleicht unbewohnte Brutstätten aufzusuchen. Der Waldstrich ist von einer großen Gefahr befreit.

Droom.

Von **Wilhelm Carl Mardorf.**

Un wenn ik mal nich slapen könn
Un allens düster wör,
Denn keem he lief' de Straten dal
Un tute mi wat vör.

Ik was jo noch so'n lütten Propp
Un dachte man: woto?
Doch wenn dat Hörn so liesen güng,
Föll'n mi de Ogen to,

So week un deep, so week un sacht,
As seet min Moder dor
Un süng ehr allerbestes Leed
Un strakle mi de Hor.

Dat liggt nu, och wer weet, wo wiet!
Mi blast keen Wächter mehr,
Un ok dat lütte Hus bi'n Brink
Steiht all so lange leer.

Mitünner blot noch, bi de Nacht
Hör' ik uf' Ekenboom,
Dorto dat Hörn, ganz week un sacht,
Un is doch man 'n Droom!

September,

Der Sommer stirbt, wir haben ihn genossen,
Und merken erst im Scheiden den Verlust.
So manche Freude hat er uns erschlossen,
So manches Glück uns zu verleih'n gewußt.
Schon singen scheidend ihm die Nachtigallen,
Die Sonne schickt den letzten Strahl herab,
Der Blumen und der Bäume Blätter fallen
Im Abendwinde auf sein weites Grab.
Doch bleibt vom Paradies, das er gegeben,
Uns die Erinnrung doppelt lieb und wert,
Und seh'n wir schmerzerfüllt ihn auch entschweben,
Wir ahnen, daß er schöner wiederkehrt. **R. Stahr.**



Lustige Ecke





„Du, Fritz, dies ist also unser letzter Hosenknopf — — wenn der auch nicht funktioniert, sind wir pleite!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.